

Die vierte Säkularfeier der Schlacht bei Dornach

Autor(en): **Jäkel, Robert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft [14]

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573982>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sah, fühlte, wie er auf den elastischen Zweig niederfiel, und dann schnellte es ihn in die Luft hinaus. Dumpf schlug der schwere Leib auf den Boden auf, mit dem Haupt ins weiche Gras, mit dem Rücken auf den Felsenkern, der wie ein Höcker aus dem Grund ragte. Reife Kirschchen lagen um ihn her. Der Bruder sprang zu ihm hin. Der Knabe flog ins Dorf. Egli lag wie ein Toter. Endlich kam Hülfe, und als sie ihn, auf eine ausgehängte Thüre gelegt, hinuntertrugen, eilte ihnen Regine entgegen, die das Unglück im Pfarrhose erreicht hatte. In der Stube, wo er einst zu oberst am Tische geseffen hatte, legten sie ihn auf eine Matraze und Regine hielt sein wachsfarbenes Haupt. Der Pfarrer leistete die erste Hülfe, während das Telephon den Arzt vom See heraufrief. Und vom See trug der Telegraph die Kunde nach Zürich. Lange währte es, bis Egli die Augen aufschlug, und als er das thränenvolle Antlitz seiner Tochter über sich gebeugt sah, ging ein fahler Glanz über seine eingesunkenen Züge.

Der Arzt that ihm wehe bei der Untersuchung, deckte ihn sanft wieder zu, und als er ins Nebenzimmer trat, wo das verstaubte Spinett stand, suchte er die Achseln. Noch ein paar Stunden, nicht mehr. Und er lag, zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit schwankeud, bis es Abend wurde. Regine wischte ihm den Schweiß von der kahlen Stirne; er hielt ihre Hand und heftete zuweilen die Augen ängstlich auf die Thüre.

Es war nicht mehr weit von Sonnenuntergang, als sie kamen. Der Draht hatte nach zwei Seiten gesprochen, und der Major war's, der die kleine Frau an das Lager des Mannes führte. Hertha aber fing Reginen in den Armen auf, die jetzt für einen Augenblick zusammenbrach. Das Auge des Sterbenden wanderte von einem zum andern. Sie waren alle da, nur der Baumeister fehlte, und den vermifste er nicht.

Die Mutter lag neben ihm auf den Knieen; auf ihrem Gesichte war alles Leben, jeder Willenszug erloschen. Eine große Leere war in ihren Gedanken, und als könne sie es noch immer nicht fassen, blickte

sie starr und thränenlos auf den zerfallenen Leib des Mannes, der nur noch mit den Augen lebte. Er versuchte zu sprechen. Es war ein tonloses Stammeln, und da regte sich die Mutter. Nur sie war imstande, ihn zu verstehen und das zerriß ihr das Herz, daß wies ihr deutlicher als alles andere, daß sie ihm am nächsten gewesen war. Und sie schluchzte: „Ja, Vater, ja, ich hab's schon gefühlt. Sie soll glücklich werden.“

Regina tastete nach Bernhards Hand, und er hielt sie um den Leib gefaßt, während sie die zitternden Lippen auf die rauhe, feuchte Hand des Sterbenden preßte.

„Stadt — die Stadt — du hast sie nicht begehrt — und just dir hat sie 's Glück gebracht,“ lallte er.

Da brach auch Agnes weinend bei ihm nieder. Er keuchte, der Tod saß in der zerbrochenen Brust, und sie rissen die Fenster auf. Das Abendrot lag auf dem See, und in Feuer und Gold schwamm märchenhaft die ferne Stadt.

Noch einmal schlug er die Augen auf, erstaunt, wie es schien, betrachtete die Balkendecke, die Wände, die Gestirter, bis sein Blick auf dem schmerzgefurchten Antlitz des Majors haften blieb. Noch ein Atemzug, ein jähes Verfallen seiner Züge, er war tot.

Die Frauen weinten leise, der Pfarrer hub das Vaterunser an und sprach zum Schluffe: „Aus seiner ersten Heimat ist der liebe Entschlafene in die ewige abgerufen worden. Wir wollen ihm das Zeugnis geben, daß er ein treuer und guter Mensch gewesen ist und sein Andenken gesegnet halten.“

Als sie noch so in der Stille des Gebetes standen, begann am See das Abendgeläute, und bald schlug auch das Glöcklein des Bergdorfes an. Als es wieder schwieg, tönte als schwacher melodischer Widerhall das Geläute der Glocken aus der Stadt über den See herüber. Da knüpfte der Pfarrer noch einige Worte an, und als er schloß: „Wer aber im Leben bleibt, der halte es wert,“ da fügten sich Bernhards und Reginens Hände eng in einander, und der Major trat herzu und verhüllte das Angesicht des Toten, der gegürtet und beschuht, einen Bauertod gestorben war.

Die vierte Säkularfeier der Schlacht bei Dornach.

Von Robert Jäkel, Basel.

Sie zogen über d'Heid hinauf,
Der Schwaben was ein großer Hab
Sie hant sich nit wohl g'halten;
D'Edgenossen schlugen tapfer drin
Sant ihnen d'Köpf zerpalten.
(Dorneder Lied.)

Schaurig muß die herrliche Birsebene in der Nacht des Magdalenenfestes am 22. Juli 1499 ausgesehen haben. Das weite, blutgedüngte Schlachtfeld war mit Haufen von Leichen überfüet. Dazwischen lagen die todmüden Sieger, wo sie eben gestanden hatten, von der entsetzlichen Blutarbeit ausruhend, in tiefem Schlafe. Bei einem schlecht genährten, flackernden Feuerlein aber verfaßten noch mitten in der Nacht

die „Hauptliit, Benner und Rätth von Bern vor Dornach im Feld“ ihren Siegesbericht an ihre Obrigkeit.

Vierhundert Jahre sind seit jenem denkwürdigen Tag verfloffen, an welchem unsere Ahnen sich die thatsächliche Unabhängigkeit vom Reiche mit ihrem Herzblute erstritten. Unvergessen aber lebt ihre That im Herzen der spätesten Geschlechter fort, und jedesmal, wenn es sich wieder jährt, daß der Tag der Schlacht von Dornach glorreichen Angedenkens herannahet, rüsten sich die jetzigen Eidgenossen zu einer bescheidenen Feier, als Ausdruck des unauslöschlichen Dankes gegenüber ihren Vätern.

Daß die vierte Säkularfeier größere Proportionen annehmen werde als die jeweiligen sonstigen Feiern, ließ sich

erwarten. Das kleine Dornach that sein Möglichstes, um ein würdiges Erinnerungsfest zustande zu bringen, und in der richtigen Erkenntnis seiner schwachen Kräfte hat es, das Beispiel weiland Vogt Hugi's, des tapferen Solothurner Kommandanten auf Burg Dorneck, nachahmend, um freundeidgenössischen Zuzug. Wie damals zum eisernen Würfelspiel des Kriegs, wurde jetzt zum friedlichen Wettkampfe dieser freudig zugestanden. Herr Dr. Eug. Munzinger in Olten verfasste ein Festspiel zur Erinnerung an der Väter That, und Bern, Luzern, Olten und Niestal übernahmen es, einzelne Gruppen hierzu zu stellen. Solothurn war hochherzig genug, einen Akt aus dem von Adrian von Urz für die Stadt-Solothurner Gedenkfeier gedichteten Festspiel, das erst acht Tage später stattzufinden hatte, zur Aufführung zu bringen und das benachbarte Basel, an der Spitze Quodlibet und ein Teil der Liedertafel, ließ es sich ebenfalls nicht nehmen, den Dornachern zum Gelingen ihres Festes hilfreiche Hand zu bieten.

Endlich zur Feier selbst, zu deren höherem Glanze Abordnungen der Regierungen der Schlachtkantone, sowie der Kantone Basel, Stadt und Land, Graubünden, Aargau und Neuenburg, begleitet von den stattlichen Standesweibern, als Ehrengäste erschienen waren!

Bei dem auf das Fest hin hübsch renovierten Weinhaus, wo heute noch einige Hundert gebleichte Schädel mahnd den Beschauer angrinsen, begann die Feier mit einem einfachen kirchlichen Akte. Dann formierte sich der Festzug, um sich durch die grünen, lachenden Fluren zum Festplatz bei den geborstenen Mauern der verfallenen Burg Dorneck emporzuwinden. Die Farbenglut des Zuges, der Kontrast der brennenden, feurigen Farben der Kostüme im Gegensatz zu den milden Farbentönen der prächtigen, sonnegelänzten Landschaft läßt sich nicht beschreiben, sondern nur genießen. Die Lage des Festplatzes selbst war unvergleichlich schön. Nicht nur daß man ringsum das wirkliche Schlachtfeld überjah, auf welchem die Väter so heiß gekritten, zu deren Andenken man ja versammelt war, auch vom rein malerischen Standpunkte aus war er wahrhaft ideal zu nennen für eine solche Feier. Der gewaltige, runde Turm des Nordflügels der Ruine Dorneck bildete den natürlichen Hintergrund der Festspielbühne, und über dem dichten Buschwerk, das ihn befrönt, flatterte weithin leuchtend die eidgenössische Fahne. Zwei kleinere, künstliche Türmchen, das eine mit einem Balkon für den später auftretenden Herold versehen, flankierten die vordere Rampe der Bühne, vor welcher die Sitzplätze amphitheatralisch anstiegen. Gegen Westen hafet der Blick zunächst auf der lieblichen, von der Birse durchschlingelten, fruchtbaren Talebene, um sich weiterhin bis zu den Vogesen zu verlieren. Die jenseitigen Höhen tragen zahlreiche ehemals stolze Burgen, von der gewaltigen Ruine Pfesfingen an bis zur fernen Landskron. Nach Osten zu liegt eine grüne Wiesenmulde, die ziemlich jäh zu einem dunkeln Walde ansteigt, über welchem die nackten Felsenbrüste der Schartenfluh und des Gempenstollens trozig gen Himmel ragen.

Es mochte auf 11 Uhr gehen, auf welche Stunde der Beginn des Festspiels im Programm vorgelesen war. Die Hitze, die schon einige Tage zuvor eine außerordentliche gewesen war, wurde immer drückender, und das aufsteigende Gewölk sowie ferner, grollender Donner ließen vermuten, daß die Feier nicht ohne Störung ablaufen werde. Das Unwetter brach denn auch in dem Momente los, als die Aufführung ihren Anfang nehmen sollte, und zwar mit fürchterlicher Gewalt. Trotzdem verloren die 6000 Zuschauer, die alle bis auf die Haut durchnäßt wurden, ihren Humor nicht. Das Gewitter war zu heftig, um lange dauern zu können, und nach halbstündigem Toben, das allerdings an Kostümen und Damentoilletten vielfachen Schaden anrichtete, brach die Sonne wieder siegreich durch die Wolken.

Doch nun zum Festspiel! Es bestand aus zwei einander parallel laufenden und sich gegenseitig ergänzenden Teilen. Im ersten, episch-epigrammatischen, schilderte ein Herold gewissen die Zeitereignisse, worauf einzelne Episoden dieser selbst im zweiten, in Form lebender Bilder, die teilweise in belebte Szenen übergingen, zur Darstellung gelangten. Nach einer allgemeinen Einleitung zeigte das erste Bild die Tagelagerung in Stans, wo der ehrwürdige Einsiedler vom Ranz, Bruder Niclaus von der Flüh, die hadernben Eidgenossen verhöhnt. Die zweite, recht lebendige, farbenreiche und volkstümliche Szene behandelt die Geschichte von dem unerschrockenen Thurgauer Mädchen im

kaiserlichen Feldlager vor Konstanz. Im folgenden Akt schildert der Herold den Beginn des grauenhaften Kriegs in Bündens Gauen, und dieser schließt mit einem prachtvollen lebenden Bild, das die Schlacht bei Frazenz und den Heldentod des tapfern Urner Führers Heini Wohlleb veranschaulicht. Der Höhe- und Glanzpunkt des Festspiels war unstreitig das Bild der „Solothurner Vorstadtkilbi“ aus dem schon oben erwähnten Festspiel von Adrian von Urz. Da pulsierte ächtes, lebendiges Volksleben, wie es getreuer nicht hätte dargestellt werden können. Auch der edle, zum Herzen gehende patriotische Gehalt verlieh dieser Scene ganz besondern Wert. Die lustige, sich eben an Tanz und Spiel erfreuende Solothurner Jungmannschaft, kaum hört sie, daß das Vaterland wirklich in drohender Gefahr sei, als sie sich wappnet und mit dem forschenden Pannerträger, der die Seide des Stadtsfähnleins durch den Brunnen zieht, schwört, an dem Feind zu sein, noch ehe das geliebte Feldzeichen trocken geworden. Ein folgendes, ebenfalls außerordentlich malerisches Bild führte den Zuschauer in das prunkvolle Lager der sorglosen Kaiserlichen. Wäre nicht unmittelbar die eben besprochene, meisterhafte Scene vorausgegangen, so hätte wohl dieses Bild noch mehr gewirkt. Es ist ja allerdings zuzugeben, daß das Ausgelassene, bis ans Unanständige grenzende Lagerleben jener Zeit nicht gut historisch getreu wiedergegeben werden konnte. Da außerdem in diesem Bilde jeder Dialog mangelte, so suchte man durch Waffenreigen den offenbar empfundenen Mangel an Bewegung zu ersetzen. Im Folgenden nähert sich der durch die vorangegangenen Szenen geschürzte Knoten seiner Auflösung. Das eidgenössische Heer erscheint schlachtbereit und verrichtet ein stilles Gebet, dem eine Schweizerfrau Worte leiht, indem sie die gnadenreiche Jungfrau Maria um Sieg anfleht. Jetzt verkündet der Herold den Gang der Schlacht, und am Ende seiner Rede öffnet sich der Vorhang, um einem ergreifenden lebenden Bilde Raum zu geben. Wir sehen die eidgenössischen und feindlichen Heerhaufen in wildem Schlachtgetümmel. In der Mitte der Bühne liegen der tote Graf Fürstenberg und der verblutende Zürcher Rahn, der das eroberte Banner von Strazburg in seiner Linken hält. Im Hintergrund zeigen sich die Hilfsvölker der Zuger und Luzerner, die das Schicksal des Tages entschieden. Der letzte Akt hat allegorischen Inhalt. Der Genius des Friedens hält mit Helvetia Zwiesprach. In diese Scene ist eine Totenklage für die im Heldenkampf Gefallenen verflochten, die vom Halbchor der Basler Liedertafel, sämtliche Sänger in schwarzem Mönchsgewand, wundervoll und ergreifend vorgetragen wurde, so daß manch' ein Auge feucht wurde. Die farbenreiche Schlussgruppe versammelte alle Mitwirkenden zu einer Kulbigung an das in der Person der Helvetia verkörperte Vaterland, und das Publikum stimmte unter dem Donner der Karthaunen entblöhten Hauptes ein in die Nationalhymne.

Es verdient noch besonders lobend hervorgehoben zu werden, daß im allgemeinen schön und deutlich gesprochen wurde, und es war eine durchaus angebrachte Huldigung dem Festspiel-Dichter wie dem Regisseur gegenüber, daß beide für ihr uneigennütziges Wirken mit Lorbeerfränzen bedacht wurden. Nun aber strömte das Publikum — es war inzwischen beinahe 4 Uhr geworden — nach dem ausgedehnten Lagerplatz, wo es sich nach Herzenslust erfrischen und sich auf dem weiten Wiesenplan und in dem anstoßenden Wäldchen verteilen konnte. Als die Ehrengäste und die am Festspiel Mitwirkenden von ihrem Bankett ebenfalls hierher zurückgekehrt waren, bezogen die Truppen ihre Gezelte, und bald entwickelte sich ein fröhliches, ungebundenes Lagerleben. Die einzelnen eidgenössischen Stände machten sich gegenseitig Besuche, Gaukler und Zigeunertruppen durchzogen das Lager, und dieses ganze buntbewegte Bild war in das goldene Licht der scheidenden Sonne getaucht. Die Dämmerung brach bereits herein, als die einzelnen Fähnlein unter Trommel- und Pfeifenklang sich allmählich nach Dornachbrugg hinunter bewegten, um in endlosen Zügen Basel zuzueilen. Noch war dieses Ziel nicht erreicht, als die Dunkelheit bereits völlig hereingebrochen war, und aus weiter Ferne sah man noch die ersten Höhenfeuer aufflammen und die farbigen Glühkugeln gen Himmel steigen, welche den schönen Tag und die patriotische Feier programmäßig abschlossen.

In Basel waren Ehrengäste und Mitwirkende nochmals bei einem von der Regierung offerierten Bankett bereinigt und manches Dankeswort wurde noch gehört in Bezug auf die in allen Teilen gelungene Festfeier.